

# Das Prinzip Hoffnung

TV-SERIE Vor 50 Jahren ging das Raumschiff Enterprise auf große Fahrt durch unendliche Weiten

VON CHRISTIAN BOS

Nachdem sie eine Staffel lang als Kommunikationsoffizier Uhura im roten Minikleid auf bunte Plastik-Knöpfchen gedrückt hat, reicht Nichelle Nichols ihre Kündigung beim Raumschiff Enterprise ein. Beziehungsweise bei dessen Schöpfer, dem ehemaligen Motorradpolizisten Gene Roddenberry. Sie, die schon im Orchester von Duke Ellington gesungen hat, träumt von Broadway-Musicals und nicht von Welten, die nie ein Mensch zuvor gesehen hat.

Dann wird sie auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung zur Seite gebeten, es gäbe da jemand, der sie unbedingt sprechen wolle. Schon tritt ein selig lächelnder Martin Luther King Jr. auf die verdutzte Schauspielerin zu und erklärt sich zu ihrem größten Fan.

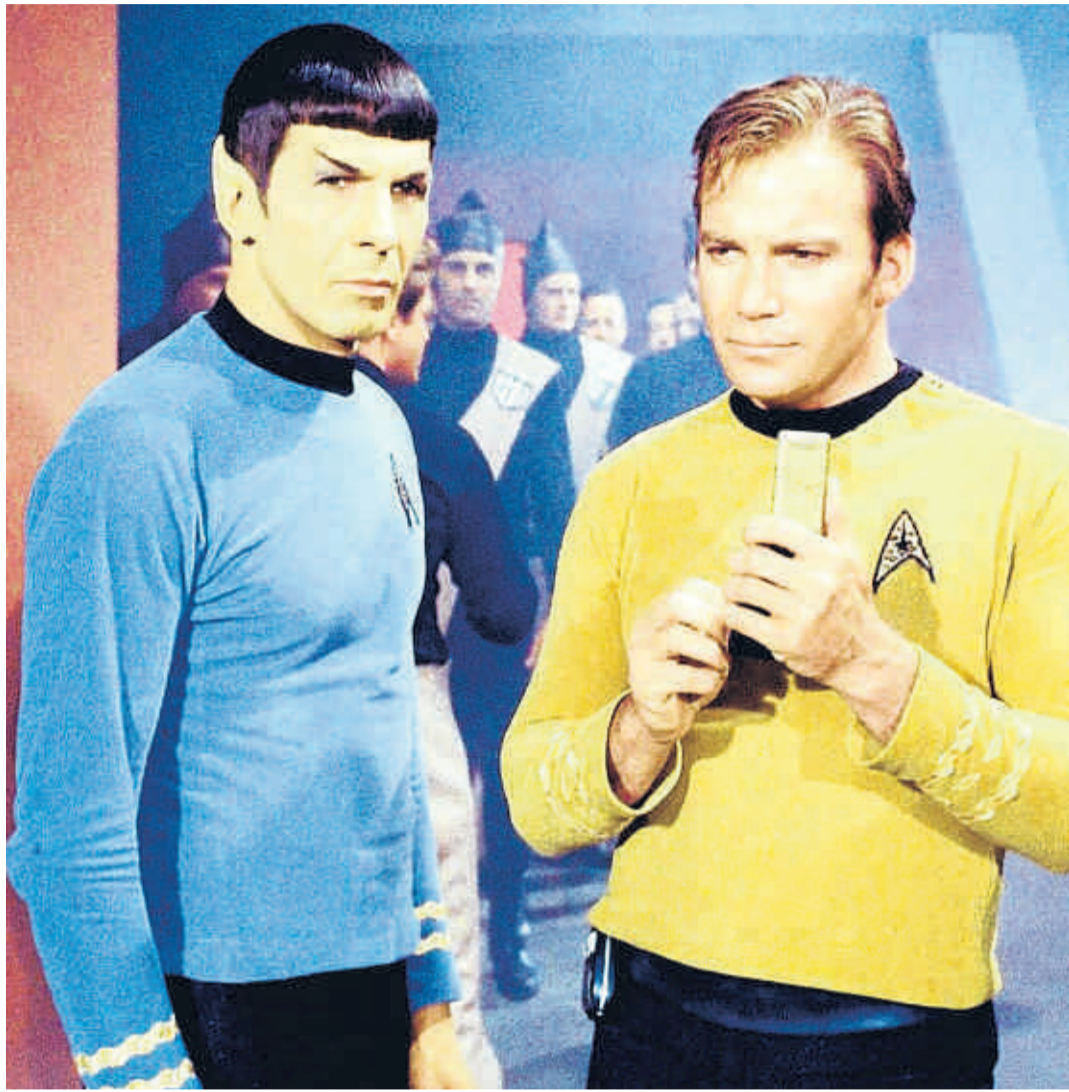
Nichols bedankt sich, bemerkt, wie sehr sie ihre Kollegen schon jetzt vermisst. Jetzt lächelt der schwarze Bürgerrechtler nicht mehr. Auf keinen Fall dürfe sie die

„Dass es im Inneren des Vulkaniers brodelt, verrät ja bereits der Name

Fernsehshow verlassen, bekniert sie King: „Sie zeigen uns, wohin wir gehen, sie sind uns 300 Jahre voraus.“ Nichols bleibt der Brücke der Enterprise erhalten, die Zukunft hat sie wieder.

Vor 50 Jahren, am 8. September 1966, strahlt der amerikanische Fernsehsender NBC die erste Folge von „Star Trek“ aus, der Science-Fiction-Serie, die das Raumschiff Enterprise auf seiner fünfjährigen Mission begleitet, fremde Galaxien, neues Leben und neue Zivilisationen zu erforschen. Die erste Folge „The Man Trap“ – es geht um ein formveränderndes Alien, das Menschen tötet, in dem es ihren Körpern Salz aussaugt – ist noch eine eher gewöhnliche Horrorgeschichte, wie man sie aus damaligen Mystery-Serien wie „The Twilight Zone“ oder „The Outer Limits“ kennt.

Doch nach und nach nimmt die multikulturelle Mannschaft und ihr hochmoralisches Universum Konturen an. William Shatners Captain James T. Kirk ist ein unermüdlicher Draufgänger und Optimist, eine Art galaktischer John F. Kennedy, der forsch die Grenzen des Unbekannten nach außen verschiebt. Leonard Nimoy's halb-menschlicher, halb-vulkanischer Mr. Spock verkörpert den Konflikt



Leonard Nimoy als Mr. Spock und William Shatner als Captain Kirk

Foto: Verleih

## Neue Serie

„Star Trek: Discovery“, die siebte Serie aus dem Star-Trek-Universum (zählt man eine Trickfilmshow von 1973/74 mit), wird im Januar 2017 auf dem US-Sender CBS vom Stapel laufen. Sie soll zehn Jahre vor den Ereignissen des Originals spielen. (cbo)

zwischen philosophischen Lösungen und animalischen Impulsen. Dass der Vulkanier nur äußerlich Gleichmut zeigt, es in seinem Inneren aber brodelt, verrät ja bereits sein Gattungsname. Spock wurde zum unerwarteten Sexsymbol der Serie. Und DeForest Kelley als Schiffsarzt Dr. Leonard McCoy verkörperte das gute Gewissen des Actionmannes Kirk und löckte unermüdlich gegen die kalte Logik des Wissenschaftsoffiziers Spock.

Doch in den Grundsätzen ihres Auftrages war sich diese heilige Dreifaltigkeit des Fernsehens stets einig: Sie wollten in Warp-Geschwindigkeit von Planet zu Pla-

net reisen, Freundschaften mit immer neuen Völkern schließen, deren Sitten kennenlernen und respektieren, egal wie widersinnig sie ihnen auch zunächst erscheinen mögen – und im besten Fall einen ewigen Frieden im Sinne Immanuel Kants über alle interstellare Entfernungen hinweg stiften.

Ein hehres Ziel, das im Laufe der Erstausstrahlung der Serie immer weiter in die Zukunft rückte. Erst wurde einer ihrer treuesten Zuschauer ermordet, Martin Luther King, dann noch ein Kennedy. Und während Captain Kirk und Leutnant Uhura astronomische Abstände überwinden, die zuvor als unüberbrückbar galten – es war der erste Kuss zwischen einem Weißen und einer Schwarzen auf dem Fernsehbildschirm – tobten in den amerikanischen Innenstädten Rassenunruhen.

Nach drei Staffeln und einer Abwärtsspirale aus stetig fallenden Einschaltquoten und immer niedrigeren Budgets wurde „Star Trek“ eingestellt. Zum Phänomen, mit seinen sechs Spin-off-Serien (die neueste, „Star Trek: Discovery“,

soll nächstes Jahr anlaufen), 13 Kinofilmen, zahllosen Romanen, Comics und Computerspielen, mit seiner riesigen Fanbasis und zahllosen Kongressen, zur heutigen Kulturmacht, wurde „Star Trek“ erst in den hoffnungslos verwirren 1970er Jahren, als eine farbenfrohe Utopie der Vernunft bitter nötig schien. Außerirdische wurden in Science-Fiction-Literatur und-Filmen zunehmend zur Bedrohung, gipfelnd in H.R. Gigers alptraumhaften, säurespritzenden Alien. Und auch die Entwürfe von der Zukunft der Gesellschaft verdrängten sich zusehends, von „Uhrwerk Orange“ bis zu „Der Omega-Mann“, von „Mad Max“ bis „Die Matrix“, für die Menschheit sah es in den vergangenen 45 Kinofahren selten rosig aus.

Fast könnte man sagen, Gene Roddenberrys „Star Trek“ bildet hier die einzige utopische Ausnahme, ein Raumschiff Hoffnung, das uns – frei nach Martin Luther King – zeigt, wohin wir gehen könnten, wenn wir nicht nur 300 Jahre weiter, sondern auch 300 Jahre klüger wären.

# Spuren von Krieg und Entwurzelung

PLURIVERSALE Das fünfte Programm in Köln

VON ALEXANDRA SPÜRK

Wie heißt es im Song „Shout“ der Band Tears for Fears? „Let it all out“, lass es alles raus, lass dich gehen! Aber was, wenn man kein Englisch spricht? Und Rebellion so gar nicht zur eigenen Haltung passt? Die serbische Künstlerin Katarina Zdjelar hat zwei Straßemusiker dabei gefilmt, wie sich den Hit aus dem Jahr 1985 aneignen, indem sie den Text phonetisch aufschreiben. Aus „Let it all out“ wird „Lajdi O lau“. Die behutsame Dokumentation – nur die Hände der Musiker, Papier und Stift sind zu sehen – ist zur Zeit in Dauerschleife im Academy Space der Akademie der Künste der Welt, Herwarthstraße 3, zu sehen.

Die Arbeiten Zdjelars handeln die vom Aufeinandertreffen der Kulturen und lassen dabei das Unperfekte, Befremdliche, Fremde, vielleicht sogar Unüberbrückbare souverän stehen. Zu sehen sind sie in der Schau „To Walk A Line“ während der fünften Pluriversale: Bis 16. Dezember bietet die Akademie der Künste der Welt wieder ein breitgefächertes Programm an. Filme, Performances, Konzerte und Symposien widmen sich zahlreichen geografischen Regionen und Kulturen. Den Auftakt zum Veranstaltungsprogramm macht am Donnerstag, 8. September, der Kurator Bonaventure Soh Bejeng Ndikung mit dem performativen Vortrag „Blunted on Reality“ (Christuskirche, Dorothee-Sölle-Platz 1, Einlass: 18.30 Uhr).

Im Rahmen der Pluriversale werden die Themen Migration und Entwurzelung aus einer globalen Perspektive – zahlreiche internationale Künstler sind vertreten – sowie auch mit Bezug zur Stadt behandelt. Die Künstler Mareike Theile und Dominik Müller etwa haben die Stadtführungs-Reihe „Urban War Stories“ konzipiert. Die sechs Touren mit performativem Charakter vermitteln unter-

schiedliche Perspektiven auf das Thema Krieg. Etwa durch den von einer Zeitzeugin des Zweiten Weltkriegs eingesprochenen Audio Guide, eine Architekturführung zum Thema Wiederaufbau oder mit einer App, die Köln zum Schauplatz eines Kampfes zweier fiktiver Armeen in der virtuellen Realität macht. Zum Finale wird ein Asylbewerber, der vor Krieg geflohen ist, die Teilnehmer mit auf einen sehr persönlichen Rundgang nehmen. Im umfangreichen Filmprogramm werden unter anderem „In the Last Days of the City“ aus Kairo (in Anwesenheit des Regisseurs Tamer El Said) und das kleine Festival „Videonale Lagos“ mit Impressionen aus der größten Stadt Nigerias gezeigt.

Nicht nur um das Leben auf anderen Kontinenten, auch um das Ankommen in Europa geht es: Im Labor am Ebertplatz widmen sich Birgit auf der Lauer und Caspar Pauli in der Ausstellung „Grenzfahrtservice IV“ der Rolle von Schleusern in der europäischen Flüchtlingskrise. Arjun Appadurai, Professor für Medien an der New York University, wird über „Hoffnung und Gewalt – Zukunftsentwürfe unter Geflüchteten“ sprechen.

Zur Uraufführung kommt im Rahmen der Pluriversale die Komposition „Resonating Suitcase“, die der Kölner Künstler Rochus Aust aus Geräuschen gemischt hat, die er unter den Bewohnern der Kyffhäuserstraße gesammelt hat. Neben dem Academy Space, dem Kunsthaus Rhenania, dem Filmforum NRW und der Kunststation Sankt Peter werden unter der künstlerischen Leitung von Ekaterina Degot erstmals neue Orte von der Pluriversale bespielt: In der Christuskirche und in der Studiobühne werden mehrere Lesungen, Performances und Diskussionen stattfinden. Der Eintritt zu vielen der Veranstaltungen ist frei.

[www.academycologne.org](http://www.academycologne.org)



„The Bike Gang“ läuft im November im Film-Programm. Foto: Aka

# Der Blick der Aussätzigen auf eine verkommene Welt

VENEDIG Das Beste läuft außerhalb des Wettbewerbs

VON FRANK OLBERT

Man muss mit einem guten Magen gesegnet sein, umso manchen Wettbewerbsfilm am Lido durchzustehen. Dass im Kino Blut fließt, schön und gut. Aber die Kuratoren des Festivals in Venedig haben in diesem Jahr offensichtlich härtere Kriterien angelegt: Gehirnmasse spritzt, Gedärme treten hervor, Schusswunden klaffen wie Krater.

Ana Lily Amirpours „Bad Batch“ war wieder so ein Fall. Da greifen Ausgestoßene aus der amerikanischen Gesellschaft kurzerhand zur Säge, um Schicksalsgegnossen Arme und Beine abzutrennen, die anschließend auf dem

Grill landen. Die in England geborene, aber in den USA aufgewachsene junge Regisseurin ist vor zwei Jahren mit „A Girl Walks Home Alone at Night“ aufgefallen, einer im Iran spielenden Vampirgeschichte, in der ein Racheengel notorische Lüstlinge bestraft. Solch eine starke Frauenfigur steht auch im Mittelpunkt von „The Bad Batch“, selbst wenn Arlen (Suki Waterhouse) zunächst in die Hände der Kannibalen fällt. Mit amputierten Gliedmaßen ist sie daraufhin eine Aussätzige unter den Aussätzigen, die einen umso klareren Blick auf die verkommene Welt um sie herum wirft. „The Bad Batch“ will sich zwar zu einer Anklage Amerikas als einem sich selbst zerfleischenden Land aufschwingen, doch greift der Film dabei zu solch drastischen Effekten und plakativen Symbolen, dass man bald ermattet aufgibt.



Suki Waterhouse in „The Bad Batch“ Foto: dpa

Amirpours Gewaltorgie war bei weitem nicht die einzige Abrechnung mit Gottes eigenem Land. Dass der Allmächtige mitunter reichlich verquere Fürsprecher auf Erden besitzt, führte Martin Koolhoven in seinem blutigen Western „Brimstone“ vor, in dem Guy Pearce einen sadistischen Re-

verend spielt. Und ein Historien-gemälde legte einmal mehr Mel Gibson vor, der die Schlacht der Amerikaner am japanischen „Hacksaw Ridge“ für ein brutal deutliches und erschütterndes Anti-Kriegs-Plädoyer nutzt. Man mag Gibson vorwerfen, dass er wie in „The Passion of Christ“ keine Grenzen bei der Gewaltdarstellung kennt, und doch erfüllt sie hier ihre Funktion nicht zuletzt deshalb, weil sich vor dem allgegenwärtigen Töten die Hauptfigur umso mehr abhebt – Desmond Doss, ein Mann aus einfachen Verhältnissen und von nicht besonders großem Verstand, der sich zum Dienst im Zweiten Weltkrieg meldet und gleichzeitig weigert, eine Waffe in die Hand zu nehmen. Andrew Garfield verkörpert diesen Pazifisten, dessen inneren Konflikt mit dem eigenen Patriotismus Gibson kraftvoll herausarbeitet.

„Hacksaw Ridge“ lief in Venedig außer Konkurrenz, und das ergoht einem leider mit weiteren Filmen so, die bis dato über dem Niveau des Wettbewerbs liegen. Andrew Dominiks „One More Time With Feeling“ etwa ist ein grandios gefilmter schwarz-weißer 3-D-Dokumentarfilm über Nick Cave, der mit den Bad Seeds gerade in Studioarbeiten steckt. Und er ist noch viel mehr: der Film stellt ein psychologisches Meisterstück dar, denn über die Musik, aber auch in Gesprächen und durch Beobachtungen arbeitet sich Dominik zum Trauma des Musikers vor, der vor rund einem Jahr seinen 15-jährigen Sohn durch einen Unfall verlor. Zweifellos profitiert „One More Time With Feeling“ vom Charisma Caves, und doch verdankt sich seine Wirkung ebenso dem Einfühlungsvermögen des Regisseurs.

## „JENKE-EXPERIMENT“ Medienaufsicht prüft Drogentrip in RTL-Sendung

Nach dem Selbstversuch von RTL-Reporter Jenke von Wilmsdorff vom Montagabend wird die deutsche Medienaufsicht aktiv. „Wir prüfen, ob es einen Anfangsverdacht gibt, dass die Ausstrahlung jugendgefährdend gewesen ist“, sagte eine Sprecherin der Niedersächsischen Landesmedienanstalt in Hannover.

RTL steht zum „Jenke-Experiment“: „Wir dokumentieren das Thema, anstatt es zu tabuisieren“, entgegnete eine RTL-Sprecherin. „Drogenkonsum wird nicht verherrlicht, sondern eingeordnet, um vor den zerstörerischen Konsequenzen zu warnen.“ Der 50-jährige RTL-Reporter hatte in einer Reportage Drogen genommen, um ihre Wirkung zu testen. (dpa)